

KRAFTWERKE

BILANZ ALTERNATIVER ERFAHRUNGEN, LINKER MORAL UND REVOLUTIONÄRER THEORIEN

VOM RADIKALISMUS ZUM NEUEN REALISMUS?

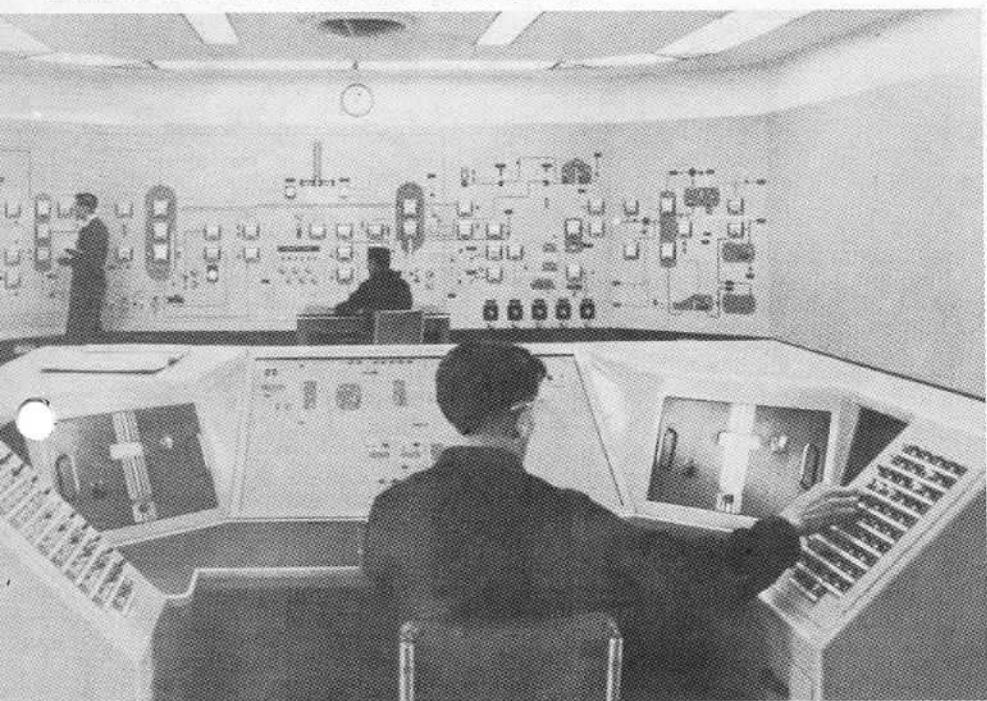
Heino Apel: 3.: Die Technik: Zwischen Bits und Biogurken

Was ist von den Idealen und Träumen der spontaneistischen Zeit übriggeblieben? Haben sich die radikalen Wertvorstellungen an der Realität abgeschabt? Oder ist es nicht vielmehr an der Zeit, die Orientierungen der siebziger Jahre, die die moralischen Grundlagen der „sozialen Bewegungen“ (immerhin einer halben Generation) prägten, zu überprüfen? In der ersten Folge dieser Serie schrieb Richard Herding über den Traum vom Kollektiv (und was daraus geworden ist). Letzte Nummer berichtete Matthias Beltz über sein Verhältnis zu „Gleichheit“ und „Elite“. Und im vorliegenden Beitrag versucht Heino Apel, das negative Technikverständnis, das dem grünen und radikalen Kulturverständnis implizit ist, zu attackieren.

mit dem ich bestimmte Arbeitsschritte einleiten kann. Ich tippe „D“ ein, worauf das System mit „NAME OF FILE TO EDIT?“ reagiert. Ich antworte mit „TECHNIK“. Das rechte Laufwerk beginnt zu schnurren, der Magnetkopf sucht die Anfangsposition des Files, dann jagen Elektronen die erste Seite meines Oeuvres auf den Bildschirm. Im Anfangsbuchstaben blinkt ein grünes Rechteck, das den Interventionspunkt anzeigt, von dem ich unbeschränkte Macht über den Text habe. Ein magischer Finger, mit dem ich Buchstaben, Worte oder Absätze löschen, einfügen oder versetzen kann. Die neuen Buchstaben, die ich jetzt eingebe, drängen sich vor die alten, die nach rechts ausweichen müssen und schließlich in die nächste Zeile purzeln. Das geschieht durch den ganzen Text, papierfrei, fehlerfrei – schweißfrei. Mein imaginärer Setzgehilfe stöhnt nie, er meckert nur, wenn ich ihm falsche Anweisungen gebe.

Absatz. Der alte Textestieg wird mit zwei Befehlen gelöscht, weil er nicht gefallen hat. Vorhang auf, die Story hat zunächst nichts mit ihren Entstehungsbedingungen zu tun:

Ich tanze, überlasse meinen Körper fast – ganz schaffe ich es nicht – den heißen Luftschwingungen, die vor mir aus den riesigen schwarzen Kästen gepfeift werden, in denen Magnetfelder toben, die bis zu 10% AKW-getrieben sind. Der am Mikrophon macht auf Power, raubtierhafte Körperspannung, schöner Körper, seine Riffs transformiert die Anlage zu geechoten Peitschenschlägen in den Raum, superstark, Technomusik. Eben hat noch eine miese Band gespielt, selbe Wattstärken, selbes Mikrofon – die Anlage allein bringt's auch nicht. Du mußt schon was draus machen. Ich bin auf der Durchreise, habe 400 km Kurven, Landstraßen, Landschaft hinter mir. 500 cm Einzylindermaschine, drehmomentstarker Dampfhammer. Will was über Technik schreiben. So ist es gut, die Musik – Schalldruck, in den ich meinen Körper schwingen lasse, sinnliches Gehenlassen, oben schalte ich den positiven Technikschalter ein. Brave new Technik.



```
1020 INPUT#1,NA$(X)
1021 INPUT#1,AN$(X)
1022 INPUT#1,AD$(X)
1023 INPUT#1,TE$(X)
1024 INPUT#1,AO$(X)
1025 INPUT#1,WI$(X)
1026 INPUT#1,DA$(X)
```

Ich sitze vor meinem Computer und lege die Diskette „Textverarbeitung“ in das linke Laufwerk, ins rechte schiebe ich die Diskette mit dem Aufkleber „Freie Texte“ ein, auf der bereits 22 Seiten des ersten Entwurfs dieses Textes gespeichert sind. Ich tippe zwei Befehle. In grünen Leuchtbuchstaben klettern Zeilen über den Bildschirm. Mein Rechenknecht stellt sich vor. Im Initialritus ist nichts Lebendiges, immergleicher Eingangstext. Auf einem „Menue“ wird der Code mitgeteilt,

ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ

Die Ästhetik der Maschine

Ich habe verdammt viel davon um mich herum, nicht small is beautiful – kompliziert und hochentwickelt, Produkte der Großtechnologie. Ich lese Schumacher, Illich, Weizenbaum: alles sehr schön – aber meine Maschinen sind auch schön. Ingenieure sind Artisten. Energie über Konstruktion zu Aktion werden lassen, das ist in seiner abgeschlackten Form – Verkleidung weg – immer schön. Ob Mikrochip oder die Mechanik der alten Analogtechnik, es ist funktionale Präzision, Klarheit. Der Schmutz kommt erst beim Gebrauch.

Die Linien eines Phantomjägers, des Design des Steuerpults sind ästhetischer Rausch, Objektart. Sein Daseinszweck, seine Feuergewalt sind grauenhaft. Dialektik der Technik oder der Anwendung?

Soll der Typ da vorne doch besser mit der Klampfe spielen und wir singen und wiegen dazu? Ist das kreativer, menschlicher, als der Synthetiksound, dem wir uns als vieltausendfache Kunden der Plattenkonzerne und des Medienzirkus modelldenfolgend hingeben? Mangel an Unterhaltungstechnik macht Unterhaltung nicht autonom. Das Umgekehrte ist genauso wahr: Technik zwischen den Menschen birgt nicht den Zwang zur Entmenslichung.

Der Typ da vorne kann weitermachen. Jetzt geht er vom Mikro rüber zum Saxophonisten, spielt ein paar Griffe, das Saxophon antwortet, Konzentration im Gesicht und befreites Lachen, klangverstärkte Dialoge, es kommt was rüber, wir klatschen.

Es gab ein lustiges Buch über die Alternativen. Da habe ich eine Stelle gespeichert. Die Landfreaks wollten wenig Technik. Keine Abhängigkeiten von aussen, keine Spezialisierung innen, geringer Energieinput. Aber als sie vom Schweinestall (oder von woanders) einen längeren Abfluß mit blanken Händen tief in den steinigen Boden hacken mußten, da war nach der 28sten Schwiele zwischen den schreibgewohnten Fingerwurzeln die theoretische Stärke der Kleintechnik dahin. Der Traktor vom Nachbarbauern tat's im Spiel. Hoppla, hoppla, ein Traktor ist noch keine Großtechnologie! Wirklich? Werden seine Bleche handgeschmiedet? Wird sein Motorblock auf der Drehbank gefräst? Hatte er nicht sogar eine wartungsfreie Transistorzündung?

Ich will die Landleute nicht beschimpfen, es gibt wohl nirgends einen Betrieb mehr, der auf der Stufe des Spatens und der Hacke stehen bleiben will – aber das ist es ja gerade. Das ständige Schiß vor der Technik im Munde und ihr munterer Gebrauch in der Hand. Über diese Schizophrenie sollten wir endlich hinauskommen.

Zurück zu meinen Maschinen. Das Motorrad. Ein Wahnsinnsgesetz. Bestückt mit Protz- und Selbstverstümmelungspotenz, ausgedacht von schlitzäugigen Profitgeiern, die in Hochglanzprospekten immer neuen Modellschnickschnack treiben,

junge Menschen zu Markenfans degradieren, deren Maschinen veraltet sind, bevor sie sie unter Mühen bezahlt haben? Dann das Motorradfahren selbst. Ein blödes Herumzeigen der geputzten Kisten, Ledersex und Zubehörgespräche. Boulevard rauf und runter. Erster, zweiter, dritter . . . Touren immer schön über 8.000, damit der Vierzylinder sein dickstes Drehmoment aufs Ritzel bringt. 100 Sachen sind schon längst drüber, Gummi auf der Straße. Rote Ampel.

Wer nichts vom Motorradfahren versteht, der stelle sich vor, er nimmt eine Nikon, oder selbst eine gewöhnliche Mittelklassenkamera. Auch die ist ein vielkönnendes Präzisionsinstrument von hoher konstruktiver Reife. Feinmechanik, die danach schreit, benutzt zu werden. Tun wir das, sind unsere Fotos danach? Wer Abitur hat, hat schon mal was vom Strahlengang durch Linsen gehört, und wie wenige wissen etwas von Tiefenschärfe und Auflösungsvermögen, und wer verbindet das dann noch mit kreativer Gestaltungslust?

Also doch nichts mit Technik. Sind wir zu blöd dazu, oder macht sie uns dumm?

Wie ist es bei mir? Ich knipse auch eher als daß ich fotografiere, aber gerade immer etwas über die Rotpunktidioteneinstellung hinaus, schon aus Protest. Mit dem Motorrad ist es vertrackt, es ist ein Gerät „fürs überschüssige Bewußtsein“. Klar, ich brauche es nicht, aber wenn ich nur hätte, was ich brauche, käme ich mir doch arm vor. Bin ich der autonome Herr der Kiste, beherrsche ich meine Technik, oder beherrscht sie mich? Da könnte man fragen, wenn mich der Rausch packt, wenn ich Asphalt fresse und sich die Landschaft um mich auf die Straße, ihre Oberflächenstruktur und ihre nächste Biegung reduziert, ist das freier Gebrauch meines Gerätes? Die Sucht, auf der Idealie zu schwingen, der Frust, wenn nach einem Fahrfehler die Eleganz raus ist, der erhöhte Pulsschlag, wenn man in Kurven schießt, deren Ausgang ungewiß ist, das Powergefühl beim Beschleunigen aus einer guten kommenen Kurve, der Nervenkitzel, wenn im Rückspiegel eine andere Maschine auftaucht. Wozu das alles? Technokompensation für anderes Mißlungenes? Ein Dauerananiereim im narzißtischen Ego-trip? Ein Mensch-Maschine-Symbioseversuch? Überhaupt, ein widerlicher Leistungstrip, wo bürgerliche Normen Urstände feiern? Wenn einer ein Gedicht macht, nach tollen Bildern sucht, an der Sprache drehselt, ins imaginäre Publikum reimt, wozu das? Auch Kompensation. Kultur – das ist eben Entfremdung, Künstlichkeit, Selbstaufgabe für etwas Reizvolles – so ist es auch mit der Technokultur.

Es gibt Leute, die sagen, fertige Produkte entfremden uns, egal wie autonom wir uns auch in deren Gebrauch üben. D.h. wenn der da vorne die Gitarre zupft und die Saite nur mit dem Holzboden als Resonanzkörper schwingt, dann ist es echt. Wenn aber zwischendurch Elektronen flitzen, dicke Rechnungen für den ganzen Gerätekram bezahlt worden sein mußten, dann ist es unecht – zuviel Technik zwischen Spieler und Ohr: Kommunikationsrummel.

Das „An-sich-Böse“

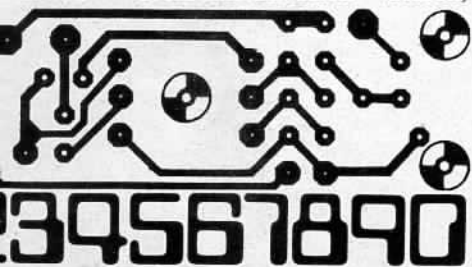
Früher lasen wir aus Marx die einfache Formel heraus, daß Technik phantastisch vom Prinzip her sei, daß aber ihr schlechter gesellschaftlicher Umgang sie zu einem Instrument der Unterdrückung und Entwürdigung verkommen lasse. Aber so rar

sich Marx über Planungs- und Organisationsprobleme einer realen kommunistischen Gesellschaft geäußert hat, so wenig meditierte er auch über einen alternativen Technikgebrauch. So blieb uns nur die Hoffnung, daß aus einem vergesellschaftetem Fließband ein besseres werde. Es wurde nicht. Togliattigrad steht nicht nur für die ungebrochene Technologieadaptation durch den Sozialismus, sondern auch für den Import der Fabrik als Herrschafts- und Unterjochungsanstalt, gegen die Opa Marx einst noch so wettete. Auch das ferne China, in dem immerhin noch eine Technologiediskussion geführt wurde, die mehr wollte als Produktivitätssteigerung um jeden Preis, schwenkt heute wieder auf den allgemeinen Technologiekurs. Damit wird es immer schwerer, das sichtbar Böse in der Technik einfach dem System anzulasten. Enzensberger als Nichttechniker und Nichtökonom holte zum dialektischen Schlag gegen Marx aus, indem er die Destruktivkraft der Technik als ihr jenseits aller gesellschaftlichen Verhältnisse innewohnend erklärte. Während bis dato vom Liberal- bis zum K-Linken alle auf die Produktivkraft in der Technik starrten, fixierte sich nun der Blick aufs vorab Böse in ihr. Die Devise, wo gehobelt wird, da fallen eben Späne, war bislang nur ein rechter Erklärungsversuch der Umweltkrise, aber mit der Anti-AKW-Bewegung wurde die Verkörperung des Bösen in der Technik so greifbar, daß die Forderung nach einer humanen Technik der alten Forderung nach einem humanen System den Rang ablaufen konnte.

Taktische bunte Listen sind, wenn man politisch etwas erreichen will, wohl unumgänglich. Theoretische bunte Listen sind Leipziger Allerlei. Wenn die Kleintechnik im Gewande der kleinen Marktwirtschaft daher kommt, wie beim Ökoinstitut, bei Schumacher, Illich etc., dann kann sie nicht passen zu einer Kleintechnik, die gerade aus der Aufhebung der Marktkräfte resultieren sollte, wie bei Bahro und anderen marxistisch inspirierten Grünen.

Ich glaube, ich gehe doch wieder rein ins Dröhnwalhall, die Sommernacht ernüchtert zu sehr, und diese große, schlacksige Frau mit Jeans, weißem T-Shirt und ohne BH kann ich auch nicht mehr finden. Auf dem Rasen tummeln sich die Pärchen und bei mir gibt es nur Kopfkissen und vergangenes Anmachgelabere. Da war ein Funke, an dem ich weiter zündeln könnte, wenn ich sie nur wiefände. Aber diese anstrengenden Riten. Ihre Darstellung, meine Darstellung, vorsichtige Berührung, Arm umlegen, natürlich mein Arm um ihre Schulter, nicht umgekehrt. Bevor unsere Hände unsere Körper berühren, wuseln wir Soziales zur Seite, Ängste, Eitelkeiten, Erziehungsrelikte, Unsicherheiten. Ja, ich hätte jetzt Lust auf ihren Körper, aber mehr nicht. Mein Motorrad kann ich sofort anfassen, da wird vorm Draufsitzen nicht diskutiert. Das ist die Nüchternheit der Technik, sie gibt sich nicht hin, sie ist unmittelbar da. Ein Tritt in den Kickstarter und das Körperspiel geht los. Vergewaltigen darfst Du nicht, Du kannst zärtlich oder brutal sein, letzteres führt zur Materialermüdung.

Es ist wohl eine fade Männerphantasie, nur ihren Körper haben zu wollen. Im Reiz nach Körperlust ist das Moment der



freiwilligen, bewußten Zurücknahme, des grenzüberschreitenden Normverhaltens ganz wesentlich. Als Maschine, leistungsstarkes aber bewußtseinsloses Ingenieurprodukt, wollte ich einen Körper nicht haben. Technik und Sexualität, das sind zwei verschiedene Dinge allerdings mit Berührungspunkten.

Computerlust

Was fasziniert mich, wenn ich mit einem Computer arbeite? Es ist Spiellust, soviel und so wenig, wie dies eben mit unmittelbarer Lust zu tun hat. Während das Motorrad rein physisch noch als metallener Phallus interpretierbar sein mag, ist die Computerei entmaterialisiert, was nicht heißen soll, daß es hier nicht auch um Potenzen ginge. Wenn ich „Normalbürgerin“ erkläre, daß so ein Großrechner gleichzeitig mit über hundert Programmen operiert, dann beobachte ich häufig ein leichtes Flackern in deren Augen, als ob ich ein Magier wäre, der gerade von Erscheinungen höherer Art spricht. Und wenn an seltenen Abenden der Rechengang gerade einmal unausgelastet ist, und ich schicke ihm meinen „dicksten Job“ – das ist der Name für ein Programm – von der Bildschirmkonsole ab, dann schaudert es mich selbst in der Rückenmarksgegend ob des Tempos und der Schnodrigkeit, mit der dieses Programm übersetzt und zur Ausführung gebracht wird. Ich habe monatelang daran gearbeitet, es hat Selbstbewußtseinskrisen ausgelöst, so daß ich mich einmal heulend auf Bett geworfen habe, und es hatte mein Unterbewußtes besetzt, sodaß mir beim ficken oder in der Badewanne unvermittelt wichtige Einfälle zur Lösung problematischer Programmschritte „hoch“ kamen. Doch für den großen Bruder ist dieses Produkt meiner größten Geistesverrenkungen nur ein Klacks. READY, READY, READY... kommen die job-control Meldungen, ein kurzes Stocken, dann rotzt er die Endergebnisse auf den Bildschirm, hinter denen Abertausende von Datenübertragungen und Einzelrechnungen stehen. Es fehlt bloß noch die Zeile, „WAR DAS ALLES, MEIN KLEINER?“

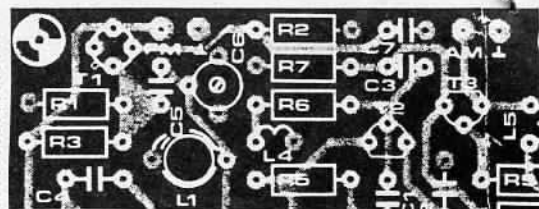
Wenn ich gegen ihn anrenne, d.h., wenn ich dem Rechner ein neues Programm einverleiben möchte, dann ist er ein erbarmungsloser, aber gerechter Lehrer im Aufdecken von Formfehlern. Drei Ohrfeigen hat er parat: WARNING, ERROR, FATAL ERROR (es kann einem noch mehr passieren, aber immer, immer hat man selbst den Fehler verursacht, der Computer irrt nie). Diese totale Unterlegenheit in der Zuverlässigkeit des Denkens ist entwürdigend, einem Menschen gegenüber könnte ich nie nicht ertragen. Die einzige Streicheleinheit, die

vom Rechner kommt, heißt READY. Für den Programmierer besagt das nur, daß er einen Arbeitsschritt ohne Regelverletzung eingeleitet hat, dem nun der nächste folgen kann. Dann setzt die höhere Stufe des Mensch-Maschinendialogs ein, die Programme müssen auf inhaltliche Richtigkeit getestet werden. Der große Rechner ist zwar gigahast schnell und unmenschlich präzise, aber er ist zu blöd um zu merken, daß ich an einer Stelle z.B. hätte dividieren müssen, wo ich versehentlich eine Multiplikation programmiert habe. Meine Intentionen kennt er nicht, wird er niemals kennen. Ein großes Programm ist wie ein riesiger Baum mit einigen großen und sehr vielen kleinen Verzweigungen. Nun finde mal ein Ästchen, das nicht in ein Blatt, sondern unsinnigerweise wieder in den Stamm zurückführt. Da beginnt das Individuum beim Programmierer, jeder hat seine Suchtechniken, seine Riten, mit denen er potentielle Fehler einkreist, seine Emotionen bei längerer Erfolglosigkeit. Die subjektive Seite der Mikrochiparbeiter hat viel vom Kinderspiel, denn der Rechentant ist ein intellektueller Vollidiot, der nur zwischen Null und Eins unterscheiden kann. Stein auf Stein, wie im Lego-Kasten, muß Trivialität zu Trivialität gefügt werden, damit der Rechner damit umgehen kann. Die Genialität dieser Technologie besteht nun darin, daß die Summe dieser Trivialitäten nicht mehr trivial ist. Guck mal, was ich da für einen Turm gebaut habe, keiner ist so schön und groß wie meiner, und niemand versteht ihn besser. Das können die Lego-Typen an den Rechenzentren sagen, wenn sie tief in der Materie stecken.

Was nützen uns diese Türme? Sie „helfen“ bei der Terroristenfahndung, beim Bau der Wasserstoffbombe, bei der Arbeitsplatzeinsparung. Ihr wißt das alles. Weg damit?

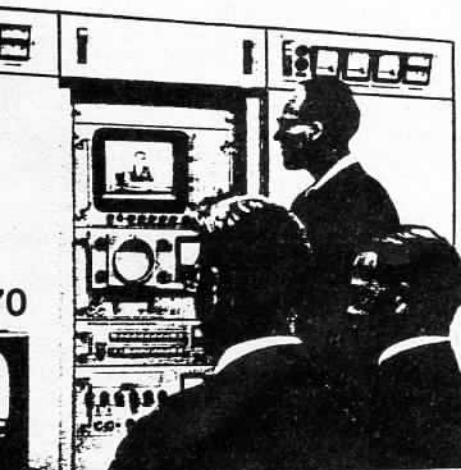
Konvivialität der Technik

Unmündigen verbietet man gefährliche Spielzeuge und einem Diktator sollte man eine Bombe ins Rechenzentrum werfen. Aber gerade die Apologeten der Kleintechnologie müßten ins Schleudern kommen, wenn sie die Computertechnologie auf den Index setzen wollen. Selbst der schlaue Illich verstrickte sich, als er zentrale Technologien verurteilte, die Konvivialität eines Telefons aber zelebrierte. Auch wenn ein Telefon dezentral erscheint, so setzt es doch sehr zentrale, wie man heute weiß, auch spielend überwachbare Leitungsnetze und Schaltzentralen voraus. In großtechnologischen Anlagen – das mag für den Puristen der Haken sein – können heute sehr kleine und preiswerte dezentrale Hochleistungscomputer gebaut werden, die neben den bekannten bösen Eigenschaften auch sehr Verlockendes zu bieten haben. Um Gottes Willen sollen diese Kisten nicht in jeder Wohnung stehen, wovon die Technokraten träumen. Aber überall da, wo stupide sich wiederholende Schreib-, Sortier-, Registrier- usw. Arbeit anfällt, kann so ein Apparat sehr wirksam sein. Den Jobs, die dabei frei werden, sollte niemand nachweinen. In weiten Teilen des bürokratischen Bereichs könnte die Trennung von Arbeiten und Wohnen aufgehoben werden, indem die Angestellten zuhause vom Terminal aus arbeiten. In der computergesteuerten Prozeßtechnologie (z.B. Drehbänke, die äußerst vielseitig durch Programme steuerbar sind) – gewissermaßen am Zenit der Massenproduktion – wird plötzlich die individuell gewünschte kleine Stückzahl rentabel.



Sanfte Technik, Ökotechnik, das zielt ja alles auf die Art und Weise, wie wir unsere Umwelt „bearbeiten“ sollten, um sie als kurz- und langfristigen Lebensraum nutzen zu können. Gleich zum Einstieg: Es gibt keine Naturgesetze, die wir nur befolgen müßten, um unsere Produktionstechniken im Einklang mit der Natur zu halten. Insofern kann ein Anhänger sanfter oder einfacher Technologien nicht darauf pochen, daß Großtechnologien „naturwidrig“ seien. Der Mensch ist mit seiner Fähigkeit, Naturkräfte selbst bewußt zu gebrauchen, von Anfang an in einen Gegensatz zur Natur gesetzt – eine Art Rausschmiß aus dem Paradies. Wenn wir mit Naturgewalten herumjonglieren (– und das tun wir bereits mit einem oxsengezogenen Holzflug!), dann lösen wir „natürliche“ Reaktionen aus, die man als eine Verarbeitung von „Störeinflüssen“ im Natursystem interpretieren kann. Solchen Störungen ist die Erde ständig ausgesetzt. In der Systemsprache bezeichnet man die Erde als ein „offenes System“, was soviel heißt, daß nicht alles aus ihr selbst heraus erklärt werden kann, sondern daß extraterrestrische Energie- oder Materie- Zu- bzw. Abflüsse bestehen. Umgangssprachlich begreifen wir eine Störung als negativ und den Zustand nach einer Störung empfinden wir als qualitativ minderwertig. In der Systemtheorie ist eine „Störung“ einfach ein Anstupser, der je nach Intensität das System zum Wackeln bringt, oder aber zu einem neuen Systemzustand führt. Wenn ein Ökoteilsystem auf der Erde durch menschlichen Einfluß, oder durch Sonneneinfluß, oder durch weiß der Kuckuck was, sehr artenarm gegenüber anderen artenreicheren Gegenden geworden ist, dann können wir darüber ein naturphilosophisches, religiöses oder kulturkritisches Lamento anstimmen. Das artenarme System kann aber weder als weniger „natürlich“ noch als weniger stabil (langfristig in der selben Form überlebensfähig) angesehen werden, es ist einfach eine andere Ausprägung des milliardenhaften Facettenreichtums von möglichen Systemkonfigurationen.

Fazit: Wie wir unseren natürlichen Umgebungsraum gestaltet haben sollten, das steht auf keinem weisen Stein gemeißelt. Ökologie ist eine Wissenschaft, mit der wir die komplexen Systemmechanismen erforschen, aber allem mißlichen Wortgebrauch zum Trotz, ist sie keine Lebensphilosophie, die uns Wege zeigen könnte. Wenn wir die Naturauseinandersetzung mit mehr oder weniger Technik meistern, dann sind wir rein definitorisch auch etwas mehr oder weniger „entfremdet“. Diese Entfremdung bezeichnet damit aber noch nicht automatisch eine soziale Kategorie. Ob ein Lebenszusammenhang mit weniger Technik als menschenadäquat und als lebenswerter bezeichnet werden kann, muß nach einem Werturteil entschieden werden, welches außerhalb der Ökologie angesiedelt ist. In diese Wertvorstellung gehen unsere kulturellen Erfahrungen, unsere ganz subjektiven Träume ein; wen wundert, wenn in der Summe kein Konsens herauskommt.



Entgleiste Großproduktion versus kleine Klitschen?

Im grünen Umfeld meiner wohlhabenden Freunde ist es sehr en vogue, den agrarindustriellen Komplex zu verteuflern. Der Ruf zurück zum Scharrhuhn, zu liebevoll behumustem Gemüse ist sehr stark. Die Angst vor vergifteten Lebensmitteln allgegenwärtig. Aber die Lösungsvorstellungen sind meist nebulös vorindustriell. Bei den 68ern hieß es einst, weg mit dem Kapitalismus, damit die Armen wieder Essen bekommen, heute tönt es – obwohl man das so nicht formuliert – weg mit der Technik, damit den Reichen das Essen wieder bekomme.

Ade, du scheißebelecktes Scharrhühnchen, du hast besser geschmeckt, ja, und wer sichs noch leisten kann, schön. Aber aufs Ganze bezogen, ist deine Produktion zu arbeitsintensiv, d.h. ökonomisch formuliert, zu teuer und sozial formuliert, für Zuvielen zuwenig leistbar. Es war ein Fortschritt für viele, daß mit Hilfe der Technik der Zeitaufwand zur Nahrungsmittelproduktion gesenkt werden konnte. Bei allen Butterbergen, bei aller Ungleichverteilung der Weltenernährung, bei aller Umweltbelastung, ich mag diesen Gedanken nicht wieder über Bord werfen.

Das Bauernhof ist fein für den Feiernabend, für den romantischen Städter in der Provinz, aber nicht für eine Grundlage unser aller Ernährung.

Bewußter Umgang mit der Natur, heißt hier für mich nach technischen Lösungen suchen, die eine Massenproduktion bei geringem Arbeitseinsatz ermöglichen, die einmal gesellschaftlich vernünftig eingebettet ist, mit den Ressourcen sparsam und schonend umgeht und dennoch Produktivität erhöht. An der Beschaffenheit des Bodens orientierter Düngereinsatz, naturnahe, widerstandsfähige Zuchtformen, Bioabwehr gegen natürliche Schädlinge, ökologieorientierte Subventionen, das sind Stichworte, die sich mit einem vollmechanisierten Betrieb vertragen können und eine leistungsfähige Landwirtschaftsproduktion garantieren, die nicht small und beautiful aber trotzdem umweltschonend sein könnte. Die Radikalität, die gegen entgleiste Großproduktion nur die nette Kleinproduktion zu setzen weiß, ist eine einfallslose. Dazwischen ist noch reichlich Luft, die auch in Gestalt von Slogans wie „Wir packen es an“ aushalten kann.

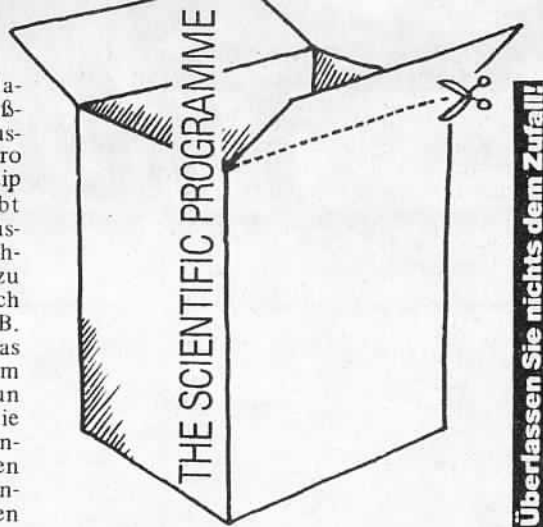
Zum Glück zielt das System nicht auf Großtechnologie, sondern auf Produktivitätszuwächse. Für viele Dinge gilt bekanntlich, daß sie sich in großen Serien „billiger“, d.h. mit weniger Kosten und Arbeit pro Einheit herstellen lassen. Diese Tendenz zum Großen hat aber offensichtlich eine Obergrenze. Wenn man nämlich die Rechnung ganz aufmacht, und alle Nachfolge- und Nebenkosten mit einbezieht, dann ist die Riesenfabrik plötzlich unproduktiver als eine überschaubare, mittlerer Größe. Auch bürokratisch scheint es Obergrenzen zu geben, bei denen die Sackverluste größer werden, als der Effizienzgewinn. Man hört von Großkonzernen, die sich in relativ selbständige „Untertöchter“ aufspalten. Die Dinosaurier werden nicht am Ökoprottest, sondern an ihrer eigenen Schwerfälligkeit sterben!

Haben Sie eigentlich je über Ihre Strategie, also wie Sie Ihre Fähigkeiten, Kenntnisse und Kräfte am wirkungsvollsten einsetzen, konsequent nachgedacht?

Ich sehe den Gefahrenschwerpunkt darum nicht in der entfremdenden Großtechnik, sondern in ihrer ziellosen Ausstoßvermehrung. Immer mehr Output pro eingesetzte Arbeit – in diesem Prinzip liegt Flucht und Segen zugleich. Es gibt mit der Formel vom „qualitativen Wachstum“ den Versuch, der Mengenvermehrung die materialverschleißende Spitze zu brechen. Solange das Wachstum durch vermehrte Dienstleistungen, wie z.B. mehr Reparaturen, geschieht, klingt das gut. Wenn uns aber der Kapitalismus zum gesättigten materiellen Warenhaufen nun noch die immateriellen Waren um die Ohren schlägt, dann mag das ressourcenschonend sein, käme aber einer totalen Kommerzialisierung unseres zwischenmenschlichen Bereichs gleich. Vom Regen in die Traufe! Outputkritik muß darum wohl überlegt sein. Der Schlüssel dafür liegt nicht in der Technikform, sondern bei den sie treibenden Prinzipien.

Unterwerfung unter das Naturangebot?

Nun zur „Sonnenseite“ der Outputmehrer bei Technologieeinsatz. Mich interessiert das arbeitsfreisetzende Moment in der Technologie. Von Marx und um ihn herum stammt die Mär, daß der Mensch sich durch seine Arbeit selbst verwirklichte, daß erst die emsige Schafferei uns zum Affen in Distanz gebracht habe. Nun entdeckten Marx zum Trotz einige Anthropologen Naturvölker, die nicht im Traume daran denken, sich über Maloche zu verwirklichen. Sie bauen keine Häuser, sammeln nicht, sorgen nicht vor, sie benehmen sich wie Hänschen im Paradies, und feiern die Feste wie sie kommen. Auch ihnen fliegen die Brathähnchen nicht in den Mund, Überlebensarbeit zur Herbeischaffung und Aufbereitung der Nahrung und einfachster Kleidung müssen sie leisten. Obwohl sie auf der Technologiestufe der Steinzeit stehen, ist das aber weniger als ein Drittel von dem, was wir heute aufwenden. Ich hege den großen Verdacht, daß sowohl in der christlichen Ethik als auch bei von Marx beeinflussten Denkern bezüglich der Deutung des Arbeitssinnes nur aus der Not eine Tugend gemacht wurde. Das Verhalten besagter Naturvölker, bei dem die Arbeit auf die Ebene des Nehmens beschränkt bleibt, ist insofern noch sehr tiernah, als der Mensch sich dem Naturangebot blind unterwirft, im Vertrauen, daß dies schon für sein Überleben langen wird. Unabhängig von dieser strikten ökologischen Einbindung in die Natur haben wir aber nomadisierende Steinzeitler vor uns, die über Jahrtausende ihren Lebensstil beibehalten haben, und der Behauptung Lügen strafen, daß Menschsein schöpferische Arbeit voraussetze. Erst wenn wir das Gesetz des Überlebens in die eigene Hand nehmen, geht die Plackerei los. Man sollte daraus keine Tugend machen sondern schleunigst Technologie bemühen, um sie zu reduzieren. Überschaubare Technologien, wie sie heute von Grünen gefordert werden, bedeuten anschauliche Handwerksnähe. Das bearbeitete Material soll irgendwo vom Auge noch beurteilt und von der Hand geführt worden sein. Die Absicht ist klar, man möchte eine sinnliche Nähe zum Werkstoff und hofft, daß sich dadurch Befriedigung und Lust bei der Arbeit einstellen. Die positiven Selbstverwirklichungsmomente haben aber eng gezogene Grenzen. Die Form von persönlicher Befriedigung hört sofort auf, wenn die Qualität der Arbeit in Quantität umschlägt, d.h. wenn der gleiche Gegenstand in selben Abmessungen immer wieder und immer wieder gehandwerkelt werden muß.



Zwei Stunden Maloche pro Tag?

Vielleicht kann für sanfte Technologieanhänger der Lernprozeß des vielgeschmähten Marx lehrreich sein. Der junge Marx, der als theoretischer Raufbold in Berliner Philosophencafés herumfiel, hat in seinen kühnen Geisteskonstruktionen ganz den grünen Himmel auf die Erde geholt. Hier harte, zerteilte und geknechtete Fabrikarbeit unter der Knute der Kapitalagenten, dort sanfte, nicht entfremdete Tätigkeit assoziierter Produzenten. Das Denken in Totalität, Negation der Negation ist das Prinzip seines abstrakten Gedankenfluges auf Hegels Schwingen. Etwas älter geworden, in London unter erbärmlichen Bedingungen lebend, nach einem intensiven Ökonomiestudium und halbwegs genauer Kenntnis der Welt der Industriearbeit, verläßt ihn der Glaube an ein Leben in totaler nichtentfremdeter Tätigkeit. Er macht jetzt den Schnitt zwischen dem Reich der Freiheit und dem Reich der Notwendigkeit. Letzteres ist die Überlebensarbeit, in die wir die Supermaschinerie einspannen sollen, damit sie uns möglichst wenig Zeit raube. Die Hoffnung, daß auch diese Arbeit Spaß machen könnte, ist aufgegeben. Erst jenseits von ihr beginnt die selbstverwirklichende Tätigkeit, der selbstgebastelte Sonnenkollektor, dessen Wirkungsgrad schnuppe ist. Hauptsache er funktioniert zur Freude aller Beteiligten an einem schönen Sonnentage. Seine Baumaterialien stammen aber aus der Superfabrik, in der für alle nur noch wenig Arbeit ist, zwei Stunden Maloche pro Tag.

Eine Utopie? Meinetwegen. Eine falsche Utopie? Warum? Ist es die hochproduktive Großtechnologie, die unsere Lebens- und Naturzusammenhänge zerstört? Ich meine nein. Viele Kleinbetriebe zerstören noch mehr und viel gottgefällige Arbeit mag Mönche stimulieren, mich nicht. Wenn Ihr mir abnehmt, daß es nicht unbedingt die Arbeit sein muß, die uns zu einem lebenswerten Miteinander führt, dann braucht das arbeitsvernichtende Moment der Großtechnologie nicht mehr als Bedrohung empfunden werden.

Ende April erscheint beim Rotbuch-Verlag das Buch „Infrarot – Wider die Utopie des totalen Lebens“ – Zur Debatte um Fundamentalopposition und Neuen Realismus. Die Serie „15 Jahre Szene“ beinhaltet Teile davon, einige Beiträge wurden auch speziell für die Serie geschrieben.

Die nächste Folge erscheint im zweiten Aprilheft des PS. Bis dahin hoffen wir, Leserbriefes zu einem Debattenteil zu erhalten. Einsendeschluß für Briefe, die sich auf die ersten drei Folgen beziehen: 15. Februar.